Das Glaubensbekenntniß

der

abendländischen Kirchen

genannt

das apostolische Symbolum.

Nach seiner bleibenden Bedeutung betrachtet

von

Dr. K. Furrer, Pfarrer,

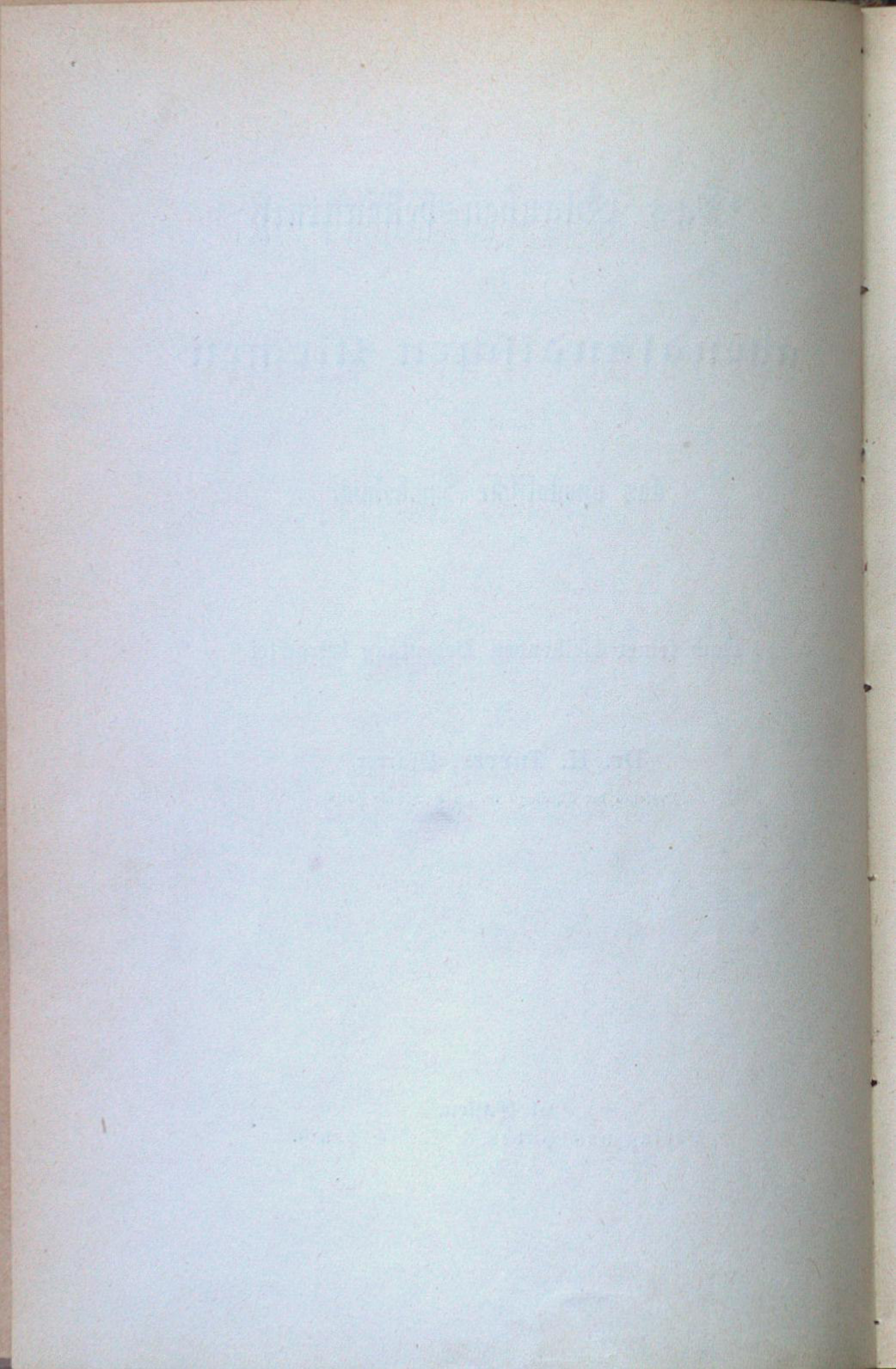
Professor der Theologie an der Hochschule Zürich.



St. Gallen.

Verlag von Huber & Co. (E. Fehr).

1891.



Vorwort.

Nicht für Gelehrte wollte ich diese Schrift verfassen, sonst hätte ich sie mit dem Rüstzeug eingehender wissenschaftlicher Begründungen ausstatten müssen, sondern für den weiten Kreis von Freunden der christlichen Wahrheit, die ein tiefes Bedürfnis nach Frieden haben, weil sie dafür halten, daß von der zunehmenden Zersplitterung und Verwirrung der Christenheit dem edelsten und heiligsten Leben der Volksseele die größte Gefahr droht. Die Ansichten eines Einzelnen auf einem so viel umstrittenen Gebiet, wie der christliche Glaube ist, können nie auf allgemeine Zustimmung rechnen. Ich sehe es daher als ganz selbstverständlich an, daß Manches von dem, was ich in dieser Schrift geäußert habe, Widerspruch finden wird. Möge sie nur die Ueberzeugung stärken und mehren helfen, daß es Eine große christliche Wahrheit gibt, die wir innerlichst erleben müssen, um sie zu besitzen, und daß in diesem innersten Erleben die unvergängliche Einheit der Christenheit wurzelt.

Der Verfasser.

Es war um's Jahr 480, daß in Frankreich ein Glaubensbekenntniß aufkam, welches kurze Zeit nachher zum Bekenntniß der gesammten abendländischen Kirche erhoben wurde, während es bei den Kirchen des Morgenlandes nie amtliche Geltung fand. Im Sturm der Reformation brach manche gottesdienstliche Form, die Jahrhunderte lang gedauert hatte, zusammen; aber dieses Bekenntniß blieb. Die Protestanten betrachteten es als ein Hauptzeugniß dafür, daß sie wohl mit dem Papst, aber keineswegs mit dem Glauben der alten Kirche gebrochen haben. Heute noch wird dieses Bekenntniß in den allermeisten protestantischen Kirchen bei der Feier von Taufe und Abendmahl verkündet, und gibt es auch in unserem Vaterlande nur eine einzige Sammlung von Kirchengebeten (Liturgie), der dasselbe fehlt.

Von Anfang seiner allgemeinen Geltung an wurde es als apostolisches Symbolum betrachtet, das heißt, als ein von den Aposteln selbst aufgestelltes Erkennungszeichen des ächten christlichen Glaubens. Im Alterthum brachen Gastfreunde eine Münze entzwei und jeder behielt sorgfältig das von ihm abgebrochene Stück, damit sie in späten Jahren einander wieder erkennten, wenn sie die rauhen Ränder der Bruchstücke ineinanderfügen können. Man nannte solch ein Bruchstück Symbolum. Wie solch ein Wahrzeichen der Gastfreundschaft sollte den Christen dieses Bekenntniß gelten, daß sie freudig jeden als Bruder begrüßen, der dasselbe lückenlos zum Ausdruck seines Glaubens macht.

Doch hat die christliche Kirche nicht bis gegen Ende des fünften Jahrhunderts gewartet, ehe sie ein Glaubensbekenntniß mit ihrem Gottesdienst verband, sondern es bestand ein solches schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, das im Morgen- und Abendland hohes Ansehen genoß, weil viele Kirchenlehrer ihm apostolischen Ursprung beimaßen. Es lautete also: „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater und an Christus Jesus seinen Sohn, den eingebornen, unseren Herren, der erzeugt worden aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau, der unter Pontius Pilatus ist gekreuzigt und begraben worden, der am dritten Tage auferstanden von den Todten, aufgefahren ist in die Himmel, sitzend zur Rechten des Vaters, von wo er kommt zu richten Lebende und Todte, und an einen heiligen Geist, eine heilige Kirche, Verzeihung von Sünden, Fleisches Auferstehung.“ Kundige werden zugestehen, daß der Geist christlichen Glaubens klarer durch die Hülle dieses älteren Bekenntnisses hindurchleuchtet als durch die des späteren.

Nach heißen Kämpfen hat die freisinnige Partei in unseren deutsch-schweizerischen Kirchen es durchgesetzt, daß Taufe und Abendmahl ohne Vorlesung des bisher geltenden abendländischen Glaubensbekenntnisses gefeiert werden können. Freisinnige Geistliche erklärten: Wir wollen nicht etwas als unsern Glauben bezeugen, was wir nicht glauben und freisinnige Laien fügten bei: Wir halten uns von Taufe und vom Abendmahl fern, so lange damit ein unserer Ueberzeugung widerstrebendes Bekenntniß verbunden ist. Gewiß nur ein Gottesdienst voll Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit kann Gott wohlgefallen und das Menschenherz im höchsten Sinne frei und stark machen. Aber wer wollte nicht auch den Schmerz derer verstehen, die darüber klagen, daß wir nicht mehr alle unter dem ehrwürdigen Wahrzeichen uns sammeln, das einer erhabenen Fahne gleich so vielen Ge-

schlechtern, so vielen verschiedenen Kirchen zur Sammlung gedient hat!

Ist nun wirklich wahr, was Viele behaupten, daß zwischen den Anhängern des alten Wahrzeichens und denen, die sich nicht mehr zu ihm halten, sich eine unüberschreitbare Kluft aufgethan habe, daß unsere Landeskirchen zwei verschiedene Religionen umschließen, daß Altgläubige und Neugläubige zwei verschiedenen Gottheiten dienen und nur auf den Trümmern der einen Partei eine neue Einheit des Glaubens in unserm Volk sich bilden könne? Tausendfache niedere Interessen sollten uns, die Kinder des Vaterlandes, miteinander verbinden, aber in den höchsten und heiligsten sollten wir in unversöhnlichem Gegensatz auseinander streben? Was wäre das für eine jämmerliche Ehe, deren Gemeinschaft vor dem Heiligthum des Gemüthes aufhören würde! Was wäre das für eine elende Volksgemeinde, die nicht mehr von gemeinsamer Andacht ergriffen werden könnte, die in Stunden mächtigster und tiefster Erregung nicht mehr die Bruderhand spürte! In gehobenster Stimmung, wenn bängliche kleine Gedanken keine Macht über uns haben, ergreift uns die Ahnung, daß es über unser Verstehen hinaus eine große heilige Einheit des Glaubens, Hoffens und Strebens in unserem Volke gibt, und daß nicht umsonst in frohen wie in trüben Tagen die Fahne des Kreuzes uns vorangetragen wird.

Aber vermögen wir irgendwie eine solche tiefere Einheit unseres Volkes nachzuweisen, oder vermögen wir wenigstens zu zeigen, daß unsere reformirte Landeskirche im Innersten keineswegs rettungslos zerklüftet ist? Wir getrauen uns, mit einem festen Ja zu antworten, weil wir dafür halten, daß recht verstanden auch heute noch das alte Glaubensbekenntniß der abendländischen Kirche von allen, welche etwas vom Leben Jesu Christi in sich aufgenommen haben, als Wahrheit aner-

kannt werden muß. Mit bewunderungswürdiger Weisheit hat die Kirche in zwölf kurze Artikel die Hauptsumme ächten christlichen Glaubens zusammengedrängt und damit ein Kleinod geschaffen, von dem jeder einzelne Theil eigenartigen, unersetzlichen Werth hat.

Damit der freundliche Leser von Anfang an merke, wohin wir zielen, möchten wir gleich hier an das Wort Christi, das er einst zu seinen Jüngern gesprochen, erinnern: „Euch ist gegeben, das Geheimniß des Reiches Gottes zu erkennen, denen aber, die draußen sind, wird Alles in Gleichnissen zu Theil“ (Mark. 4, 11). In der Religion, das ist in der Lebensgemeinschaft mit Gott, hat es der Mensch mit etwas seinem innersten Wesen-nach Unsagbarem, Unergründlichem, Geheimnißvollem zu thun. Was wir vom Leben mit Gott in uns erfahren und empfunden haben, können wir wohl in Formeln und Zeichen andeuten, aber damit nur denen verständlich werden, die gleicher innerer Erfahrung fähig sind. Es ist gelungen, die musikalischen Kunstwerke durch eine erstaunliche Fülle von Strichlein und Tüpflein der Vergänglichkeit zu entreißen. Aber nur der musikalisch Gebildete versteht es, dieses scheinbar so wirre, wüste Notenheer in Tönen der Freude und des Schmerzes, der Begeisterung und der Verzagtheit, der Gottesnähe und Gottesferne wiederklingen zu lassen. Nimmer werden wir dem Blindgebornen Licht und Farbe deutlich zu machen vermögen, ob wir ihm auch noch so viel von den Aetherschwingungen und den Stäbchen der Netzhaut erzählen. Doch ebensowenig vermag der, welcher des religiösen Sinnes entbehrt, die religiöse Wahrheit zu fassen. Eine Wirklichkeit, die er selbst nicht spürt, wird er leugnen, und Wahrheiten, die dem rechnenden, wägenden Verstande verborgen und nur dem religiösen Geiste offenbar sind, wird er in's Reich der Einbildungen verweisen. Unwillkürlich bestätigt er damit die Thatsache, daß sich

Gleiches nur durch Gleiches erkennen läßt, was der Dichter Göthe mit den Worten ausdrückt: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken, wär' nichts in uns von Gottes Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Auf welche Weise sind die alten Christen zu ihrem Glaubensbekenntnisse gelangt? Der Unterschied von Heidenthum und Christenthum war ihnen aus eigener Erfahrung völlig klar geworden. Sie waren sich des Deutlichsten bewußt, daß sie durch Christus ein neues, höheres Leben, eine neue, vorher nie gekannte Gottinnigkeit, einen neuen inneren Schwung, neuen Frieden, neue Freude, neuen Trost für Leben und Sterben empfangen hatten. Von ihrer innersten Erfahrung aus machten sie einen Schluß auf das Wesen Jesu Christi, auf seine Stellung und Bedeutung im Weltzusammenhang. Im engen Verband mit Christus empfanden sie eine durchdringende Gewißheit ihrer Kindesgemeinschaft mit Gott, und an diese zentrale Gewißheit schlossen sich andere beseligende Gewißheiten, denen sie in dem Glaubensbekenntniß Ausdruck gaben. Dieses sollte aber zugleich eine Schutzwehr bilden gegen alle Verminderung oder Verzerrung dessen, was sie frei und selig machte.

Also nicht aus einem gelehrten Drange, sondern aus ihrer innersten Lebenserfahrung haben die Christen einst ihr Glaubensbekenntniß geschaffen, und aus der christlichen Lebenserfahrung muß es folglich auch erklärt werden. Diese aber bleibt in allen Jahrhunderten sich gleich. In mannigfachster Weise nehmen wir bewußt und noch mehr unbewußt Wirkungen Jesu Christi in uns auf. Manche unserer besten Zeitgenossen zeigen in ihrem geistigen Leben eine fast heidnische Oberströmung; aber in der Tiefe wirkt eine entgegengesetzte starke christliche Strömung. Sobald sie sich dieser klar bewußt werden, wachen sie auf vom Traume ihres pessimisti-

schen oder materialistischen Heidenthums und wachsen sie mehr und mehr in das volle Verständniß der christlichen Lebenserfahrung hinein. Es gibt aber auch fromme Menschen, die durch ihre ganze Lebensführung als Jünger Christi sich erweisen, und die doch nicht wissen, welchen Antheil ihr Herr und Meister an ihrem inneren Leben hat, weil die Nacht des Unbewußten noch einen guten Theil ihrer tiefsten und heiligsten Erfahrung deckt. Ihnen können wir vielleicht mit unserer Betrachtung einen Dienst leisten. Es finden sich aber auch unter allen Parteien niedere Seelen, die nie mit den großen, heiligen Fragen der Menschheit ernstlich gerungen haben, die nur den Schein inneren Lebens besitzen, die feige und träge Gedankenlosigkeit mit Ueberzeugungstreue verwechseln, die nur irdisch Greifbares für Wirklichkeit halten, die nicht einsehen, daß alles Irdische nur ein unzulängliches Gleichniß des Himmlischen und Ewigen ist. Solchen haben wir nichts zu sagen. Wo bei uns die beseligendsten Erfahrungen erst beginnen, hört bei diesen stumpfen Menschen alle Wahrnehmung auf. In ihrer jämmerlichen Beschränktheit meinen sie auf alle Fragen eine ganz klare, sichere Antwort zu besitzen, und dünken sie sich weit erhaben zu sein über die Demuth Hiob's, der sprach: „Siehe, was wir von Gott vernehmen, ist nur wie ein leises Flüstern; aber den Donner seiner Macht, wer vermöchte ihn zu begreifen." (Hiob 26, 14.)

Das Bekenntniß beginnt mit den Worten: „Ich glaube." Schon in jener uralten Zeit, da die Völker von Europa und Indien noch ein einziges Volk bildeten, besaßen sie ein Wort für Glauben. Am Indus sangen vor dreitausend Jahren die Priester: „Sonne und Mond wandeln dahin, sie kommen und gehen, daß wir hinblicken und glauben, o Indra" (ein Name für Gott). Es gehört zur höchsten Würde des Menschen, daß er glauben, das heißt, daß er eine ureigene innerste Gewißheit haben kann von dem, was kein Auge ge-

sehen und kein Ohr gehört hat. Sobald wir uns aus den Niederungen des Geisteslebens zu dessen erhabenen Aufgaben aufschwingen, sind wir auf das Glauben, d. h. auf die unmittelbare innerste Gewißheit angewiesen. Du bist vom Anblick eines herrlichen Gemäldes ganz hingerissen und rufst aus: „Wie schön, wie entzückend schön.“ Aber womit willst du dies beweisen, wenn ein Anderer das Gemälde schwach und unbedeutend findet? Kannst du deinem Urtheil mit Zirkel und Maßstab zu Hülfe kommen? Du verkündest: „Selbstlose Liebe bedingt des Menschen bestes Glück und gibt allein ihm eine unvergängliche Ehrenkrone.“ Aber wenn Einer nun dagegen hält: „Mir gefällt die Selbstsucht besser und zügelloser Lust fröhnen, das heiß' ich leben“, wie willst du ihm das Gegentheil beweisen? Würdiger des Menschen ist Vergebung als Rache, Dankbarkeit als Undank, reger Fleiß als Trägheit. Aber wenn Einer davon nicht die eigene unmittelbare Gewißheit hat, so können wir ihm nicht helfen. Glaube ist es, ohne welchen der Gemeinschaft der Menschen die edelste Weihe und die größte Beseligung fehlen würde. Ich glaube an deine Liebe und Treue, ich glaube an dein aufrichtiges Streben nach einem heiligen Lebensziel, ich glaube an einen innersten Seelenadel in dir, obgleich du mir zuweilen diesen Glauben schwer machst. O was wäre Ehe, Vaterhaus, Freundschaft ohne solchen Glauben? Wir könnten nachweisen, daß auch in der strengen Wissenschaft die höchste Wahrheit nur der unmittelbaren Gewißheit zugänglich ist. Aber es mögen die gegebenen Beispiele genügen, um zu zeigen, daß im Glauben unser ganzes höheres Leben wurzelt. Du bist, o Mensch, kein gemeines Sinnenwesen, weil du glauben kannst.

„Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ „Himmel und Erde“ heißt in der religiösen Sprache das Welt-

all, diese ungeheure Nacht, die einem uferlosen Meere gleich in die Unendlichkeit sich ausbreitet, nur in Zwischenräumen von Millionen Stunden erhellt durch Lichter, darunter unsere sonnenbeglänzte Erde als eines der kleinsten. Könntest du mit Gedankenschnelligkeit von Stern zu Stern fliegen, du würdest nach tausendmal tausend Jahren den letzten nicht erreichen. Unermeßlich, unergründlich, all' unsere Fassungskraft unsagbar weit übersteigend, so ist die Welt. Und du sprichst: Ich trage in mir die volle Gewißheit, diese ganze weite Welt bildet eine einzige Ordnung; ein einziger Plan beherrscht ihre millionenfachen Bewegungen. Sterne kommen und schwinden, Sonnen glühen auf und erlöschen, und Myriaden Jahre sind wie eine Sekunde in der Entwicklung des Weltenplanes. Aber nicht des Himmels Unendlichkeit, nicht Sonnensysteme und Fixsternmilliarden sind die Größen, vor denen wir uns in Andacht beugen, sondern hinter ihnen steht der Eine, Ewige, Allmächtige, das Geheimniß aller Geheimnisse, uns unendlich ferne und doch wieder wunderbar nahe, weil Wesen von seinem Wesen in uns ist, so daß wir, ob auch in sehr bescheidenem Maße, seine Gedanken wiederdenken, seine Rechnungen wiederrechnen können, und eine unaustilgbare Sehnsucht haben, die Welt zu erkennen und unser kleines persönliches Reich plan- und zweckvoll zu gestalten als Abbild der ewigen himmlischen Ordnung. Aeußerlich betrachtet, bist du Mensch unaussprechlich klein und gering. Siehst du dort jene breite Dünenstrecke am Meeresstrand? Sie besteht aus Milliarden von Sandkörnern. Du bist wie eines derselben. Aber die Sandkörner bleiben, du vergehst, Blume des Augenblicks. 80,000 Menschen sterben jeden Tag, welch' zahllose Menge im Laufe eines Jahrhunderts! Wenn du stirbst, ist's, wie wenn ein Stein in's Wasser fällt. Das Wasser zieht einige Wellenkreise und ebnet sich wieder aus. Bald heißt's versunken, vergessen. Was wissen

wir von der ungeheuren Mehrheit derer, die vor hundert Jahren gelebt haben? Sie werden vielleicht an deinem frischen Grabe einige Thränen weinen, in zwanzig Jahren wirst du vergessen sein. Dein Lieben und Leiden, dein Kämpfen und Ringen, Schmerz und Jubel, der einst dein Innerstes bewegte, der Herbststurm reißt Alles spurlos fort wie die dürren Blätter des Baumes. Und nun schau' auf, du schwaches, flüchtiges, armseliges Wesen, zu dem Riesenheer der Sterne, von denen jeder eine Million mal größer ist als unsere ganze Erde. Fühle, für einen Augenblick wenigstens, den ungeheuren Druck der Unendlichkeit des Weltalls auf deiner Seele. Aber was ist das Weltall gegenüber der Herrlichkeit dessen, der es gestaltet und regiert? Du und Gott! Verstehst du, warum die alten Völker glaubten, wer einmal in's Angesicht Gottes geschaut, der müsse vergehen? Kommt nicht auch über dich ein zermalmendes Gefühl, wenn du der unergründlichen Majestät seiner ewigen und allgegenwärtigen Macht, seiner Weisheit und Heiligkeit nachsinnen willst? Bis in's Innerste durchschauert wagst du kaum den letzten Saum seines Kleides zu küssen. Doch, da regt sich mächtig, sieghaft in dir die Gewißheit, daß Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gelegt. Du Unergründlicher, Ewiger, Allmächtiger, du bist mein Vater, ich dein Kind. Sonnen und Monde wissen nichts von Dir, aber ich kann dich lieben mit Kindesliebe. Du nimmst mit Wohlgefallen die Liebe deines Kindes an, ich bin nicht zu schwach und zu klein für dich. Mit ewiger Liebe liebest du mich, du mein Vater, ich dein armes, schwaches, sündiges Kind, aber dein Kind. Von den ersten Christen wird erzählt: Als noch der Morgenthau des Geistesfrühlings auf dem Vaternamen Gottes lag, da hätten sie all' ihr Gebet in den Einen Ausruf gesammelt: „Abba, Vater". Worte hätten ihnen versagt, sie hätten gestammelt, gejauchzt, geweint, und ihr unnennbares

Entzücken hätte bis zum seligen Schmerze sich gesteigert, daß sie nur noch mit „unaussprechlichen Seufzern“ beten konnten. Der Allmächtige, unser Vater, er, von dem Alles kommt, Gesundheit und Krankheit, Freude und Leid, Sonnenschein und Sturm, dem wir angehören in Zeit und Ewigkeit, er, unser Vater. O welch' ein Glaube. Arme Menschen, die ihr nicht mehr vermögt mit innerster Gewißheit zu bekennen: „Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“

„Ich glaube an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau.“ Ich bin dessen gewiß, daß Jesus der Christus ist, das heißt der von den Propheten Israels verkündete Messias. Was will das auf Grund der weltgeschichtlichen Erfahrung sagen? Durch die Menschheit geht ein tiefes, unzerstörbares Sehnen nach Erlösung von Sünde und Tod. Riesenopfer haben die Völker dem Erlösungsbedürfniß gebracht, haben grausamste Büßungen und Verzicht auf jede Erdenfreude willig geleistet, und sind doch nicht erlöst worden. Darum klingt schon in ihrem Jugendalter ihr Leben und Streben in tiefschwermüthige Gefühle aus. Welch' stolze, hochsinnige Helden treten uns in den Liedern der Griechen, Germanen und Inder vor Augen! Doch sieh' genauer zu, und du wirst bei all' diesen Helden einen Zug stiller Traurigkeit entdecken. „Ein Tropfen, der am Lotusblatte zittert, so ist das flücht'ge Leben bald verwittert“, sangen die Hindu an den Ufern des Ganges. „Und auch die Götter müssen sterben, Baldur der gute und Thor der starke“, hallt es von der eisumkränzten Insel Island wieder. Doch noch viel mächtiger als der Schmerz über den Unbestand alles Irdischen wirkte auf die Menschenseele der Kainsruf ein: „Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden

möchte.“ Es gelingt dem Sünder, das Schuldgefühl bisweilen für eine gewisse Zeit zu betäuben, dann wacht es auf mit Riesenstärke und zwingt ihn, Welt und Gott, Gegenwart und Zukunft, des Lebens Höhe und Tiefe im Spiegel seiner Schuld zu betrachten. Es brauchen nicht grobe Ausschreitungen zu sein, welche dieses Gefühl wecken. Auch der von Jugend auf sittenstrenge Paulus hat gerufen: „Ach, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?“ Auch ein Luther hat noch als Reformator im tiefsten Schmerz geschrieen: „O meine Sünde, meine Sünde, meine Sünde!“ Bis zum Wahnsinn steigern nach dem Glauben der alten Griechen die Eumeniden, die Rächerinnen der Schuld, des Gewissens Pein. Tausendmal tausend Jahre durch Thier- und Menschenleiber hindurch muß nach indischem Glauben die sündige Seele wandern, ehe sie auf Ruhe hoffen darf. Aus dem Tag um Tag und Nacht um Nacht sich erneuernden Schuldgefühl gestaltete sich der Glaube an die ewige Höllenqual. In den Grabkammern der alten Aegypter ist oft das Todtengericht abgebildet. Schüchtern steht der Todte am Eingang des Gerichtssaales, seine Arme flehentlich ausstreckend, begleitet von zwei Göttinnen, die den Wankenden stützen. Angstvoll ruft er, wie das Todtenbuch uns meldet, aus: „Ich bin rein, rein, rein,“ und dann wieder: „O mein Herz, Herz meiner Mutter, wende dich nicht gegen mich.“ Doch seines Flehens achten die Richter nicht. In der Mitte des Saales steht eine Waage, auf deren einen Schale sein Herz liegt, auf deren andern ein Sinnbild der Wahrheit. Und wenn es heißt: „Gewogen und zu leicht befunden,“ dann wehe dem Sünder! Das Geringste ist, daß er von einem wilden Ungethüm, das im Gerichtssaal auf den Entscheid wartet, gefressen wird, und daß er also zum zweiten Mal sterben muß. Er hat größere Marter zu fürchten. Schlangen werden ihn beißen, Drachen ihre Krallen in sein Fleisch einschlagen, und schließlich wird er in einen Feuer-

pfuhl gestoßen zu ewiger Qual. Heutzutage bestrebt sich eine gottentfremdete Weltweisheit, das Schuldgefühl zu vernichten. Aber wenn es ihr auch gelingt, dasselbe in weiten Kreisen zu betäuben, sie kann es nicht aus der Welt schaffen. Es wird wieder erwachen im Bunde mit der Angst der Vergänglichkeit. Du bäumst dich auf gegen Tod und Vernichtung, denn die Sehnsucht nach Ewigkeit lebt in dir. Du hassest und verachtest die Sünde, der du doch dienst, und möchtest die Flecken aus deinem Lebensbuche auswischen und kannst es doch nicht. Du bist wie um Mitternacht an Felsen gefesselt und mußt hineinschauen in ein sonnenbeglänztes Land der Freiheit, du fühlst dich elend durch und durch und kannst es doch nicht lassen, dir ein Dasein zu denken, frei von Sünde und Tod, rein und gut, wo alles Heilige und Schöne zusammenklingt.

Wer kann von all' diesem Jammer die Menschheit erlösen? Wahrlich, das muß ihr größter Wohlthäter sein, denn er stillt der Menschenseele innerstes Verlangen, er gibt ihr den seligsten Heimatfrieden, daß sie wieder ganz froh, ganz frei sich fühlt, ja daß ein ganz neues Leben für sie beginnt. Anders spiegelt sich die Welt dem Kranken, anders dem Gesunden, anders dem Gebundenen, anders dem Erlösten. Anders beantwortet der innerlich zerrissene, unglückliche Geist die letzten und höchsten Fragen, anders der, welcher den vollen innigen Frieden gefunden hat. Wer ist denn der Wohlthäter, der das kostbarste Kleinod, unsere Seligkeit, uns schenkt? Seit 1800 Jahren sprechen Millionen Erlöste voll inbrünstigen Dankes: „Das ist Jesus Christus.“ Was weder die Propheten Israels noch die Weisen der Heiden, was weder Künstler noch Gelehrte der Gegenwart uns bieten können, das empfangen wir in seiner Gemeinschaft: innersten Frieden, so daß wir fröhlich unsere Straße ziehen, daß uns fortan wohl etwa noch bange wird, aber daß wir nicht ver=

zagen, daß wir wohl noch in Zweifel gesetzt werden, aber nicht in Verzweiflung, daß wir wohl auch noch alle Unvollkommenheit des Erdenlebens an uns erfahren, daß wir uns aber auch bei alledem bewußt sind, einen himmlischen Schatz in irdischen Gefäßen zu tragen. „Wer wird uns erlösen?" So tönt's aus der langen Nacht von Judenthum und Heidenthum. „Erlöst, erlöst," so lautet der Ruf von denen, die mit Christus im Lichte des Tages wandern. Wessen Ohr fein genug ist, um die innersten Laute der Menschenseele zu vernehmen mitten durch den Sturm der Zeiten hindurch, der wird mit aller Gewißheit inne werden, welch' eine fundamentale Umwandlung durch Jesus im Heiligthum des Gemüthes vorgegangen ist. Darum nennen wir Jesus den Messias (Christus); denn unter diesem Namen haben die Propheten Israels den verstanden, der berufen sei, der größte unsterbliche Wohlthäter der Menschheit zu werden. Falsche Messiasse sind im Laufe der Zeit viele aufgestanden, in That und Wahrheit hat unserm Jesus Christus Niemand den Rang streitig machen können. Wohlthäter der Menschheit kennen wir eine große, lichte Schaar, aber in ihrer Mitte und über sie alle erhaben steht Jesus Christus, das Zentrum der Menschheit, das seinem Wesen nach sich nicht wiederholen kann.

„Gottes eingeborner Sohn, empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau." Nach dem unverwerflichen Zeugniß des Apostels Paulus stammt Jesus aus dem Geschlechte Davids. Wer irgend mit israelitischen Anschauungen vertraut ist, weiß, daß darunter nur die Abstammung in väterlicher Linie verstanden werden kann. Jesus ist ein Sohn von Joseph und Maria. Er kam nach der gleichen wunderbaren Gottesordnung zur Welt, wie wir Menschen alle. Schlicht und klar drückt der Apostel Paulus diese Thatsache aus mit den Worten: „Als die Zeit erfüllt

war, sandte Gott seinen Sohn, von einem Weibe geboren, dem Gesetze unterworfen." Daran läßt ein gesunder christlicher Sinn nichts abmarkten. Jesus ist die Ehre der Menschheit, und alle Ordnungen, in denen unser Leben sich bewegt, bekommen gerade dadurch für uns die höchste Weihe, daß sie auch ihm gegolten haben. Nicht nur aus geschichtlichen Gründen, sondern zugleich aus dem tiefsten und heiligsten Bedürfniß unseres Gemüthes halten wir an der vollen Menschheit Jesu fest. Wer davon uns etwas rauben will, gegen den kämpfen wir mit all' der Entschiedenheit, welche der Schmerz über die Verletzung eines Heiligthums uns verleiht. Und doch bekennen wir uns zu dem Satze: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau."

Sobald das Selbstbewußtsein Jesu aus der Kindheitsdämmerung erwachte, war auch ein durchdringendes Sohnesbewußtsein gegenüber Gott in ihm lebendig. Aus innerstem Drange seines geistigen Wesens redete er von Gott nie anders, als von dem Vater. Wohl hatte schon vor Christus die Ahnung unserer Kindesstellung zu Gott etwa aufgeleuchtet, aber nur, um alsbald wieder zu erlöschen. Aber Christus ist ganz vom Sohnesgefühl durchdrungen, es begleitete ihn bis zum letzten Ruf am Kreuze. In keinem einzigen seiner eigenen Aussprüche redete er von Gott als dem Herrn, sondern immer nur von Gott als dem Vater. Aus allen seinen Aeußerungen geht hervor, daß er mit jedem Athemzug seiner Seele sich als Sohn Gottes wußte.

In diesem ursprünglichen, allumfassenden, wandellosen Sohnesbewußtsein steht Jesus Christus einzig da. Das haben die Jünger tief empfunden. Sie bezeugen es mit größter Deutlichkeit, daß sie ohne ihren Herrn niemals vom „Geiste der Kindschaft" wären erfüllt worden. Und in Uebereinstimmung mit dem Zeugniß der Jünger lehrt die religionsgeschichtliche Erfahrung, daß nur im engen persönlichen An-

schluß an Jesu das Kindschaftsbewußtsein im Herzen der Menschen erhalten bleibt. Selbst die Christen haben dasselbe oft verloren und sind zum Knechtesbewußtsein wieder herabgesunken. So kommt denn Jesu der höchste Ehrenname, der Name „Sohn Gottes“, mit einem Rechte zu, wie keinem zweiten. Wie in einem Brennpunkt sammeln sich in ihm alle Strahlen der Sohnesherrlichkeit der ganzen Menschheit. Müssen wir es da nicht begreiflich finden, daß die ersten Christen aus innerster Nöthigung ihres Empfindens Jesus den eingebornen Sohn Gottes nannten, was nach hebräischem Sprachgebrauch sagen will: der besonders geliebte Sohn, den Eltern so lieb, wie ein einziggeborner?

Sohn Gottes kraft seines innersten geistigen Lebensgefühls, weiß sich Jesus mit Gott wesensverwandt. Heiligste Liebe erfüllt sein Herz, er empfindet sie in sich als Liebe Gottes. Höheres Leben will er den Menschen mittheilen, sein eigenes Leben, aber zugleich göttliches, ewiges, seliges Leben, Leben der Liebe und des Friedens aus Gott. Er ist vom Gefühl höchster Freiheit beseelt, aber zugleich auch vom Gefühl innigster Gebundenheit in Gott. So reicht sein Selbstbewußtsein in die unergründlichen Tiefen vom Wesen Gottes hinein. Nur so konnte er der Menschheit Retter werden; denn die Menschenseele läßt sich in ihrem bittersten Harm von bloß irdisch-zeitlich-menschlicher Liebe, und wenn sie noch so groß wäre, nicht trösten, sie dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. In der Liebe Christi ergreift sie die Liebe Gottes, in seinem Erbarmen erkennt sie den Widerschein des göttlichen Erbarmens. Aus dieser Erfahrung heraus ist die christliche Gemeinde zu dem Bekenntniß gekommen, daß Christus vom heiligen Geiste empfangen sei.

Nicht als Sohn Josephs, nicht als Jude ist Jesus der Christus, sondern als Sohn Gottes. Nicht ist das Christenthum eine bloße Reform des Judenthums, sondern Gottes

Schöpfung, mit der ein neuer Abschnitt in der Vollendung seines Weltplanes beginnt. Mit dieser Thatsache war für die kindliche Ausdrucksweise der alten Christen auch der Satz gegeben: „Geboren aus Maria der Jungfrau.“ Nicht einfach als Gattin des Joseph ist Maria die Mutter des Erlösers, sondern weil sie einen Lebenskeim entwickeln mußte, dessen innerstes, unergründliches Geheimniß in der unmittelbaren schöpferischen Allmacht Gottes geborgen lag. Gewiß dürfen wir auch das gesammte Judenthum als mütterlichen Boden betrachten, auf welchem allein das edelste Reis der Menschheit aufwachsen konnte. Aber wir verdanken unsern Herrn nicht dem Volke Israel, so sehr wir es wegen seiner erhabenen Religion und seiner großen Geistesgaben hochachten, sondern Gott allein. Darum gehört auch Christus ohne Unterschied der ganzen Menschheit an, und ist es sehr bedeutsam, daß er sich von Anfang an des Menschen Sohn nannte mit der gleichen tief innerlichen Nöthigung, kraft deren er sich als Sohn Gottes bekennen mußte.

Mit dem Apostel Paulus können wir das Geheimniß, das im innersten Selbstbewußtsein Jesu vorliegt, demjenigen von dem Werden des ersten Menschen an die Seite stellen. Bei beiden waren die ewigen Ordnungen Gottes wirksam. Nimmer haben wir das göttliche Walten so zu fassen, als ob Gott eine seiner Ordnungen aufheben müßte, um für Besseres Raum zu schaffen. Von einer Durchbrechung der Gesetze, in welchen sich das ewige unveränderliche Wesen Gottes offenbart, kann man nur reden, wenn man die hohe Majestät der göttlichen Ordnungen mit dem gewöhnlichen Lauf der Dinge verwechselt. Das Wunderbare, Unbegreifliche liegt darin, daß, wenn die Zeit erfüllt ist, Gottes Macht die schon vorhandenen Stoffe, Kräfte, Ordnungen zu einer ganz neuen Schöpfung zusammenwirken läßt. So war die Erscheinung Jesu Christi nach Paulus „dem Gesetze unterworfen“

und dennoch die wunderbarste und unergründlichste Offenbarung von Gottes Macht, Weisheit und Gnade, Jesus ein Kind von Joseph und Maria und dennoch unendlich mehr, als ein bloßer Josephssohn, unendlich mehr als ein bloßer Bruder seiner Brüder Simon, Joses, Juda und Jakob. Wir legen nochmals allen Nachdruck darauf: das Leben Jesu Christi entwickelte sich vom allerersten Anfang an nach der Ordnung, die Gott für alles Menschenleben geordnet hat, und welche wir durch die Wissenschaft immer genauer kennen lernen. Nicht eine Sekunde lang kam bei Jesu Werden und Wachsen ein Naturgesetz ins Schwanken; denn vom Standpunkte Gottes aus ist die ganze Entwicklung der Welt, Person und Werk Christi inbegriffen, ein Werden, Wachsen, Reifen nach ewiger innerer Nothwendigkeit, wie es sich im Wachsthum der Pflanze kund thut. Aber vom Standpunkt der vorchristlichen Menschheit aus stellt sich uns die Erscheinung Christi als ein Wunder dar, d. h. als eine durchaus unbegreifliche That der göttlichen Weltregierung, gerade so wie jede unbefangene Forschung die Entstehung des ersten Lebens, der ersten Empfindung, des ersten Selbstbewußtseins als Wunder anerkennt.

„Der gelitten hat unter Pontius Pilatus, ist gekreuzigt, gestorben und begraben worden, hinabgefahren in die Hölle.“ Wie kommt denn, hat schon mancher ausgerufen, diese Erwähnung eines geschichtlichen Ereignisses in ein Glaubensbekenntniß hinein, da es doch keinem Menschen bei gesundem Sinn einfallen kann, eine so wohl bezeugte Thatsache der Geschichte in Abrede zu stellen? Lassen wir doch den Zusammenhang nicht außer Auge, dem zufolge das Bekenntniß lautet: Ich glaube, daß Jesus als der Christus, als der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden, ich glaube, daß er nur als Gekreuzigter der Retter der Menschheit aus tiefstem Elend hat werden können. Es

liegt aber noch mehr in dieser Aussage. In den Schulen der alten griechischen Weisen redete man sehr viel von einem Urbild von Weisheit, von einem ganz vollkommenen Weisen, der seinen hohen Seelenadel, seine innere Freiheit über alle Anfechtungen der Welt auch im herbsten Leiden bewähren werde. Aber dieser vollkommene Weise, wie ihn die Griechen schilderten, war nur ein Gedankenbild. Da kommen die Christen und bezeugen mit der freudigsten Gewißheit: der Weiseste hat wirklich gelebt, er hat seine innere Hoheit und Herrlichkeit in bitterstem Todesleiden bewährt. Das erhabenste Ebenbild Gottes ist erschienen, die höchste Offenbarung der Liebe Gottes, die sich nur in der Persönlichkeit des gottinnigen Menschen kund thun konnte, ist eine geschichtliche Thatsache geworden. Wir haben es mit voller Wirklichkeit zu thun. Auf Golgatha hat die sehnende Menschheit das unbedingt genügende Unterpfand des göttlichen Erbarmens empfangen. Mit schönen Träumen bleiben wir doch nur auf der Erde, mit dem geschichtlichen Christus schwingen wir uns himmelwärts.

Jesus ist, wie das Bekenntniß sagt, wirklich am Kreuz gestorben. Nicht wenige Leute haben diese Thatsache bezweifelt, indem sie sich vorstellten, Jesus sei in einen todesähnlichen Schlummer verfallen, aus dem er nach einigen Tagen wieder aufgewacht sein soll. Ach, es gibt eben Leute, die alle Unbefangenheit verloren haben, um die Macht eines großen geschichtlichen Zeugnisses auf sich wirken lassen zu können. Kurze Zeit nach dem bangen Schmerzensruf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ nahm Jesus seine letzte Kraft zusammen, um mit lautem Jubelruf zu sterben, dessen Wortlaut uns der Evangelist Lukas erhalten hat: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dieser Siegesruf war die letzte That des brechenden Herzens. Das Erdenleben Jesu war damit abgeschlossen und die hehre

Majestät des Todes breitete sich über seine theuren Züge aus. Mit dem Ausdruck „hinabgefahren in die Hölle", genauer übersetzt „in die Unterwelt", nicht Hölle im Sinne des Verdammungsortes, will das Bekenntniß möglichst kräftig der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß Jesus wirklich am Kreuz gestorben ist, gerade wie wir alle einst sterben müssen. Wer aber mit medizinischen Studien etwas näher vertraut ist, weiß, daß mit dem Augenblicke des Todes eine vollständige Umwandlung des Körpers eintritt, daß der todte Körper von dem lebendigen so verschieden ist, wie ein Marmorbild von einem lebenden Menschen. Für das medizinische Erkennen besteht zwischen dem Körper, der noch wie in freundlichem Schlummer dazuliegen scheint, und dem, der in voller Zersetzung begriffen ist, keine wesentliche Ungleichheit. Daher kann der medizinisch Gebildete den entstellten Körper nicht anders ansehen als das Kleid, das der Gestorbene einst getragen. Er weiß, daß der Erde anheimfallen muß, was von der Erde genommen war. Es wäre eine krankhafte und nach unserm Gefühl geradezu sündhafte Frömmigkeit, Thatsachen, welche der heilige Ernst der Wissenschaft als in Gottes ewiger Ordnung begründete nachgewiesen hat, verkennen zu wollen. Unsere Osterhoffnung und unser Auferstehungsglaube haben mit den Erdenstoffen nichts zu thun. Das war auch der Christengemeinde in Lyon gewiß, als im Jahr 177 die Asche ihrer um des Glaubens willen verbrannten Brüder in die Rhone geworfen wurde. So halten wir denn mit aller Entschiedenheit daran fest: Jesus Christus ist in dieses Erdenleben eingetreten wie wir, er ist gestorben wie wir, er hat theilgenommen an unserer Niedrigkeit, damit wir theilnehmen können an seiner Herrlichkeit.

„Am dritten Tage wiederum auferstanden von den Todten." So lautet der Ostergruß seit 1800 Jahren. „Der Herr ist auferstanden," so klang's mit unnennbarem

Jubel in der Seele der Jünger wieder. Für die Ueberzeugung, daß ihr Herr den Tod überwunden, sind sie freudig allen Schrecken der Welt entgegengetreten. Was sie zu Helden machte, das war die durchdringende Gewißheit: Wir bringen im Namen des gekreuzigten und auferstandenen Herrn der Menschheit ein neues Leben, über welches Sünde und Tod keine Macht mehr haben, ein Leben, in welchem die tiefste Sehnsucht gestillt ist und nach langem und bangem Umherirren die Seele ihre wahre beseligende Heimat wiederfindet. Darüber kann kein Streit mehr sein: Wenn der Osterjubel nicht über die Jünger gekommen wäre, nimmer hätten sie den Muth gefunden, das Panier wieder zu erheben, das der Hand ihres sterbenden Herrn und Meisters entfallen war, die Menschheit hätte die Erinnerung an das schönste und heiligste Leben, das die Ehre der Menschheit vor Gott geworden, verloren, und wir wüßten heute von Jesus nur noch das Wenige, was der jüdische Geschichtsschreiber Josephus über ihn berichtet, nämlich die Vornehmen der Juden hätten einen weisen und gerechten Mann Namens Jesus unter Pontius Pilatus dem Kreuzestode überliefert. Aber der Osterjubel kam groß, gewaltig, hinreißend über die Herzen der Getreuen. Es fragt sich nur, was der Gewißheit der Jünger von der Auferstehung ihres Herrn zu Grunde liegt. Daß Christus auferstanden sei, bezeugen alle Schriften des Neuen Testamentes einstimmig; aber wie er auferstanden, darüber lauten ihre Berichte ungleich. Es gibt Berichte, die uns die Wahrheit wie durch einen Nebelschleier mehr ahnen als erkennen lassen, es gibt andere, welche die Sache in möglichst greifbarer Gestalt darstellen. Da gilt es denn, mit größter Umsicht die ältesten Zeugnisse zu sammeln, und mit größter Besonnenheit zu prüfen, was sie uns sagen wollen. Wir haben es hier mit dem zartesten Heiligthum der Geschichte zu thun, welches grober Sinn nie

verstehen wird. All' unsern Fein- und Tiefsinn, all' unser Ahnungsvermögen, unsere heiligsten Gefühle, unser schärfstes Denken und unsere stärkste Andacht müssen wir zusammennehmen, soll es uns anders gelingen, dem großen Geheimniß etwas näher zu kommen.

Es war im Jahre 1858, als der Schreiber dieser Zeilen zum ersten Mal die Frage nach der Auferstehung Christi sich zurecht zu legen suchte, und er ist in den 33 Jahren seitdem nicht müde geworden, sein Sinnen und Denken immer wieder dieser Frage zuzuwenden. Viele Jahre lang rang er mit dem Gefühl, keine vollbefriedigende Lösung zu wissen. Endlich glaubt er sie gefunden zu haben, damit aber auch den vollen, freudigen, sieghaften Osterglauben, der Jahrzehnte lang in ihm gedämpft war. Ob es ihm gelingen wird, die freundlichen Leser von der Richtigkeit seiner Lösung zu überzeugen, das sei Gott befohlen. Aber er wagt bei seiner Lösung zu hoffen, daß wieder ein großer, mächtiger, das Innerste ergreifender Osterjubel durch unser ganzes Volk gehen und Tausende von jetzt unversöhnten Herzen wieder mit Gott und den Menschen, mit Leben und Sterben versöhnen würde.

Wir verdenken es Kindern nicht, wohl aber solchen, die auf ernste Forschung Anspruch erheben, wenn sie sich mit der Vorstellung begnügen, es sei Christus in der Grabkammer zu neuem irdisch-leiblichem Leben aufgewacht. Hätte da nicht dem ersten, sei es scheinbaren, sei es wirklichen Tode ein zweites Sterben folgen müssen, ungleich viel weniger ergreifend und erhebend wie der Tod am Kreuze? Und wie? Sollte Christus im letzten Augenblick am Kreuzesstamm sich selbst getäuscht haben, als er mit einem lauten Ruf von dieser Erdenwelt Abschied nahm? Wahrlich, nimmer hätte ein wieder erwachter Scheintodter, der nachher doch sterben mußte, von den Jüngern als Todesüberwinder verkündet werden

können. Aber, sagt man, Christus ist ja mit diesem Erdenleib gen Himmel gefahren. Gibt es denn noch irgend einen mit der gegenwärtigen Sternkunde vertrauten Menschen, der eine leibliche Himmelfahrt Christi behaupten kann, wenn er nicht sich selbst betäuben will? Wohin soll denn Christus gefahren sein in diesem Weltall, in dem es kein Oben und kein Unten gibt, in dem von jedem Punkte aus die Unendlichkeit sich ausdehnt? Längst ist doch für unser Erkennen der Himmel keine feste Decke mehr, über welcher die Heimat der Seligen sich befände; darum wehe uns, wenn wir für unseren Oster- und Auffahrtsglauben dieses den Sinnen wahrnehmbaren Himmels bedürfen!

Doch schon das ausdrückliche Zeugniß im Neuen Testamente, Jesu sei den Jüngern auf einmal bei verschlossenen Thüren erschienen, hätte zeigen sollen, daß es sich nicht um eine leibliche Auferstehung im gewöhnlichen Sinne des Wortes handeln kann. Seit ungefähr einem Menschenalter fand daher eine ganz andere Deutung des Räthsels sehr viel Gunst. Man sagte, bei starker Aufregung der Nerven und gleichzeitiger tiefer Erschütterung des Gemüthes könne der Mensch in wachem Zustand mit größter Lebhaftigkeit träumen. Besonders unter dem Antrieb mächtiger, Leib und Seele durchglühender Sehnsucht nach einer geliebten Persönlichkeit komme es vor, daß bei ganz hellem Bewußtsein das Bild, das der Geist gestaltet, von innen heraus einen Reiz auf den Sehnerven ausübe, und dadurch im Augenblick ganz den gleichen Eindruck hervorrufe wie eine von außen her den Sehnerv reizende Erscheinung. Man glaube alsdann die geliebte Persönlichkeit, an die man sich doch eigentlich nur lebhaft erinnere, in voller leiblicher Wirklichkeit vor sich zu sehen. Die Geschichte erzählt von vielen solchen Traumbildern (Visionen) aus verschiedenster Zeit. Noch besser sind sie den Irrenärzten bekannt; denn traurige, düstere, schreckhafte Visionen gehören

oft zum größten Seelenschmerz der geistig Umnachteten. Visionen sollen nun auch die Jünger gehabt haben, seien doch letztere leiblich und geistig durch den Tod des Herrn auf's Tiefste erschüttert worden, habe sich doch alsbald eine brennende Sehnsucht nach ihm bei ihnen einstellen müssen. Zudem habe die kindliche, für alle gelehrte Grübelei unempfängliche Verfassung ihres Geistes das Entstehen von Visionen begünstigt. Gelehrte Meister haben diese Visionslehre mit solcher Sicherheit als das letzte Wort der Wissenschaft verkündet, daß der Schreiber dieser Zeilen lange Zeit meinte, sich damit bescheiden zu müssen. Allerdings wird bei solcher Ansicht unser Osterjubel stark herabgestimmt; denn, wenn sie richtig ist, werden wir zu der Folgerung genöthigt, daß wir einer großen Selbsttäuschung die Gründung der christlichen Kirche zu verdanken haben. Die Erwägung aber, daß nur auf diese Weise Jesus Christus der Vergessenheit entrissen worden und eine Macht im Leben der Menschheit geblieben sei, würde doch für uns etwas außerordentlich Schmerzliches in sich schließen. Es müßte uns zur allergrößten Demüthigung gereichen, wenn Gottes Allmacht das Mittel einer Selbsttäuschung angewendet hätte, um uns das theuerste Geisteserbe zu erhalten. Die Visionslehre läßt durchaus unentschieden, was aus Christus geworden, ob er in's Nichts sich aufgelöst oder nicht. In keinem Fall könnten wir dann aufrichtigerweise an Ostern Christus als den Todesüberwinder feiern. Wir hören, wie Paulus spricht: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist unser Glaube eitel.“ Wir sehen, wie alle Jünger aus ihrer Ostererfahrung Muth und Freudigkeit für Leben und Sterben schöpfen, und müßten uns im Stillen dabei sagen: Ihr gutmüthigen Leute habt euch getäuscht, und nun täuschet ihr, ohne es zu wissen, auch Andere. Am Rand des Wahnsinns seid ihr gewandelt, da ihr meintet eueren Herrn zu sehen. Als ihr wieder zur vollen Besinnung gekommen, war's mit eueren Visionen vorbei.

Die Wahrheit müßten wir annehmen, auch wenn sie uns tief schmerzlich wäre; aber wir sind doch von Herzen froh, daß sich die Visionslehre bei strengerer Prüfung der geschichtlichen Zeugnisse als unhaltbar erweist. Sie kann die durchdringende siegesfreudige Gewißheit der Jünger, daß ihr Herr über alle Macht des Todes triumphirt habe, nicht erklären. Bis in die letzte Faser ihres Wesens hinein haben sie den Eindruck von der vollen Lebensherrlichkeit ihres Herrn empfunden und aus tiefstem Drange ihres Gemüthes den Auferstandenen als den unbedingten Bürgen für ein seliges ewiges Leben der Menschheit verkündet. Genauere Beobachtung lehrt, daß jeder tiefere Eindruck unsere Seele nur nach seinem eigentlichen Wesen bestimmt, anders der Traum, anders die Wirklichkeit. Hätten die Jünger nur eine Vision erlebt und wären sie auch über die Natur derselben nie in's Klare gekommen, so hätte sie doch ein dunkles Gefühl der nicht vollen, nicht durchdringenden Wirklichkeit dessen, was sie einst schauten, begleitet. Sie hätten nicht mit dieser fundamentalen Gewalt in einstimmigem Chor unter Noth und Tod bezeugen können: „Der Herr lebt und wir sollen leben." Sie wären dann gerade wegen ihrer Treue und Schlichtheit der nimmer ruhenden Unterströmung der Wahrheit erlegen. Es begleitete sie aber die volle freudige Siegeszuversicht dem Tode gegenüber bis an ihres Lebens Ende. Zeuge dessen sind die Schriften des Neuen Testamentes. Wer nichts sucht als die Wahrheit, die volle, ganze Wahrheit, und weder von den Vorurtheilen der Tagesmeinungen, noch von denen der Gelehrtenschulen gebunden ist, der wird nimmer zugeben, daß sich dieses triumphirende innerste Lebensgefühl der ersten Christen durch eine Selbsttäuschung erklären lasse. Es kann ein Gelehrter durch großes Wissen sich auszeichnen, und dennoch ein zu schwaches Auge besitzen, um die feinsten Züge der Wahrheit zu erkennen.

Jüngst ist in einer vortrefflichen Abhandlung eine schon wiederholt aufgestellte Ansicht neuerdings als die einleuchtendste erklärt worden, die dahin geht: Jesus sei, um sein Werk zu retten und seine Gemeinde auf Erden für immer zu gründen, aus der höheren Welt- und Lebensordnung herausgetreten und seinen Jüngern erschienen. Man müßte sich dabei freilich fragen, warum denn Jesus nur so auf Augenblicke in geisterhafter Weise ihnen erschienen und nicht bei ihnen geblieben sei, bis er ganz aus dieser Sinnenwelt schied. Wir haben den Eindruck, daß diese Ansicht uns in eine ganz bedenkliche Nähe des Gespensterglaubens bringt und ein unheimliches Frösteln in uns hervorruft. Jesus wäre darnach gespensterhaft in der Sinnenwelt erschienen, um die Jünger zu beruhigen; aber welch' unendlichen Werth die Auferstehung Jesu in sich selbst trägt, welch' beseligendes Ereigniß sie an sich ist, ganz abgesehen von ihren herrlichen Folgen, das leuchtet aus dieser Ansicht nur schwach hervor.

Vergegenwärtigen wir uns doch die Lage der Jünger in der ersten Zeit nach jenem traurigsten aller „Rüsttage". Obgleich ihnen der Herr sein Sterben am Kreuz auf's Eindringlichste angekündigt hatte, traf es sie doch mit der Wucht eines zermalmenden Schlages, der all' ihr Glauben und Hoffen zu vernichten drohte. Wer auch nur eine Stunde darüber nachdenkt, welche Stellung Christus in der Menschheit einnimmt, welch' eine unübersehbare Fülle von höherem Leben, von Erlösung und Versöhnung von ihm ausgegangen ist und noch ausgeht, der muß einsehen, daß die Stunden nach dem Kreuzestode Jesu zu den bangsten der ganzen Weltgeschichte gehören. Wahrlich, wir dürfen diese armen Jünger nicht als von allem Zusammenhang losgelöste Personen betrachten; sondern es wirkte in ihnen die Sehnsucht der ganzen Menschheit nach Erlösung, das Verlangen vieler Jahrtausende nach dem, der die verirrten Kinder in die Heimat bringen kann.

So sammelte sich in dieser kleinen Jüngerschaar Schmerz, Bangen, Hoffen, Heimweh ungezählter Millionen und steigerte das Maß ihres innersten Empfindens und Wahrnehmens unsagbar weit über das Gewöhnliche hinaus. Wie aber diese Steigerung den höchsten Grad erreicht hatte, da sanken für die Jünger die Schranken, die sonst das Diesseits vom Jenseits, das Zeitliche vom Ewigen, das Irdische vom Himmlischen trennen, und sie schauten den Herrn in voller Wirklichkeit, in einer Wirklichkeit, die diesen Namen viel mehr als irgend eine irdische Wirklichkeit verdient. Aber sie befanden sich noch im Leibesleben und konnten diese gewaltige Steigerung ihrer innersten Wahrnehmungskraft nur für wenige Augenblicke aushalten. Die Spannung ließ nach, sonst wäre ihnen vor Seligkeit das Herz gebrochen. Wie dieses Schauen gewesen, können wir uns durchaus nicht vorstellen, weil es nie in den Kreis unserer eigenen Erfahrung fällt. Aber auch die Jünger hätten uns dasselbe nicht erklären können, so wenig als wir vermögen, dem Blindgebornen Licht und Farbe verständlich zu machen. Nach Gottes Ordnung tritt bei der letzten und höchsten Steigerung einer bestimmten Kraft eine neue Erscheinung zu Tage. Darnach mußten die Jünger schauen, was wir hienieden niemals schauen, und was auch die Jünger später nie mehr geschaut haben. Vielleicht dürfen wir zur Verdeutlichung unseres Gedankens an Vorgänge in der Natur erinnern. Wir können Eisen zum Schmelzen bringen, aber nicht einen Hitzegrad erzeugen, der es in glühendes Gas verflüchtigen würde. Wohl aber zeigt die Sonne das Eisen in diesem Zustande, weil ihr eine Hitze von vielen tausend Graden zukommt. Die äußerst feine Luftart, die man Sauerstoff heißt, können wir gewöhnlich nie in tropfbar flüssigen Zustand überführen, während der Dampf so leicht in Wasser sich wandelt. Aber vor einigen Jahren ist es mit Hülfe eines bisanhin nie angewandten riesigen Druckes

gelungen, Sauerstoff tröpfeln zu machen. Gemäß derselben ewigen Macht und Weisheit Gottes, gemäß der in einer ruhigen, klaren Maiennacht der Thau am Grase sich ansetzt, geschieht in einzigartig großen Stunden der Geschichte das Wunderbarste und Unbegreiflichste.

Aber vergessen wir ja nicht: Daß der Jünger Charfreitagstrauer in seligsten Osterjubel sich verwandeln konnte, dafür liegt der innerste Grund einzig und allein in der Persönlichkeit Jesu Christi; denn hätte die Kundgebung seiner überirdischen Lebensherrlichkeit nicht für die Menschheit den allerhöchsten Werth gehabt, nimmer hätte sich das Wahrnehmen der Jünger bis zu jenem Grade steigern können, bei dem die Schrecken des Irdischen fielen, nimmer hätten sie Jesus geschaut. Seine mächtige Einwirkung erregte in der Seele der Jünger den heißen, schweren Kampf, der mit einem seligen Schauen endigte. Da aber in der Persönlichkeit Christi die Gnade Gottes der Menschheit sich offenbart, so können wir mit vollem Rechte sagen, daß der Osterjubel ein Geschenk der göttlichen Gnade ist. Gott hat damit das Siegel auf das Werk des Gekreuzigten gedrückt. Die Jünger sind durch ihr wunderbares, all' unser Denken und Begreifen übersteigendes Schauen im höchsten Sinn des Begriffes zu vollgültigen Zeugen dafür geworden, daß Christus durch den Tod zum vollen ewigen Leben hindurchgedrungen ist. Mit der unsterblichen Lebensherrlichkeit Jesu Christi hat aber auch unsere letzte höchste Hoffnung einen festen Ankergrund empfangen, indem Christus, wie Paulus sagt, der Erstling ist unter vielen Entschlafenen.

Noch bleibt uns übrig, eine nebensächliche Frage zu beantworten. Diejenigen, welche sich die Auferstehung als ein Wiederbelebtwerden des irdischen Leibes Christi vorstellen, klammern sich daran, daß die Jüngerinnen, ja auch Johannes und Petrus nach den evangelischen Berichten das Grab Christi

leer gefunden haben. Wir besitzen die Berichte nicht mehr in der ursprünglichen Fassung, wie ja schon daraus hervorgeht, daß sie sehr ungleich lauten. Eine ruhige Prüfung derselben ergibt, daß jene höchste Spannung nicht gleichzeitig bei allen Jüngerinnen und Jüngern eintrat, und daß dem Schauen ein längeres, eigenthümlich schwermüthig-seliges Ahnen vorausging. Dann auf einmal erschien der Herr jetzt der Maria Magdalena, jetzt andern Frauen, jetzt zwei Jüngern, die nach Emmaus wanderten, jetzt dem Kreis der Elfe. Sie schauten ihn in voller Wirklichkeit. War damit nicht die Frage nach dem Grabe von selbst erledigt? Sollten sie den, der sie mit vollem Lebensgruß grüßte, noch bei den Todten suchen? Sollten sie gleich, nachdem sie eine Erfahrung gemacht, die sie über die Schranken des Irdischen hinaushob, mit Fragen müßiger Neugier sich beschäftigen? Nein; doch in der Ueberlieferung wurden die Berichte mehr und mehr sinnlich verdichtet.

„Aufgefahren ist in die Himmel, wo er sitzt zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters." Im 139. Psalm steht geschrieben: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Würde ich in den Himmel hinaufsteigen, so bist du da, würde ich mein Lager in den Tiefen der Erde aufschlagen, siehe, so bist du auch da. Würde ich die Flügel der Morgenröthe nehmen und zu äußerst an dem Meere wohnen, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten." Nie ergreifender als in diesem Psalm ist Gott als der allgegenwärtige Geist verkündet worden. All' die Welt, die wir mit den Sinnen wahrnehmen können, die Sterne inbegriffen, ist dem Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen. Längst, ehe die Astronomen es uns bewiesen, haben die Propheten Israels verkündet, daß Himmel und Erde vergehen und die Sterne ihren Schein verlieren werden. Diese

ganze weite Sinnenwelt ist trotz all' ihrer Majestät nicht die ewige Heimat, in die Christus eingegangen ist. Die scharfsinnigsten Mathematiker, Naturforscher und Philosophen vereinigen sich in dem Zeugniß, daß diese Welt keineswegs alles Seiende in sich schließt, und lassen damit der frommen Ahnung, der unmittelbaren religiösen Gewißheit Raum zur Deutung der göttlichen Geheimnisse. Das fromme Gemüth kann aber seine beseligendste Hoffnung nur in unvollkommenen Gleichnissen ausdrücken und bleibt sich wohl bewußt, daß es von seinem innersten Heiligthum nur in stammelnder Sprache redet.

„Christus ist aufgefahren in die Himmel"; damit will das Bekenntniß nur verkünden, daß er in das höhere, über Sünde und Tod erhabene, ewige Leben eingegangen, daß er als des Vaters liebstes Kind in die überirdische Heimat heimgekehrt ist. Diese liegt nicht in Himmelsfernen, sondern ganz nahe; denn wir halten uns in den Dingen heiligster Ahnung ganz einfach an die Selbstgewißheit Jesu Christi. Er aber sagte zum reuigen Schächer am Kreuz „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein"; er starb mit dem Rufe: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Mit dem Augenblick des Todes ging er zur ewigen Heimat ein. Was an unserm Leben unvergänglichen Werth hat, das ist wie ein Lichtstrahl, und der Tod die feine scharfe Linie, in der dieser Strahl sich bricht, um jenseits zu unsterblichem Glanze aufzuleuchten. Aber die Kirche hat mit gutem Bedacht ein besonderes Auffahrtsfest geordnet, und nimmer wird ein gediegener christlicher Sinn diese Perle aus dem Kranz unserer heiligen Feste ausbrechen wollen, ist es doch so recht das Fest der christlichen Hoffnung. Christus lebt in der Herrlichkeit Gottes, seines und unsers Vaters, erhaben über alle Wirrsale unserer armen Erde, erhaben über den Streit unserer Meinungen, erhaben über unser oft so mangel-

haftes Verständniß seiner rettenden Liebe, und eine tiefsinnige Jüngerseele hört ihn beten: „Vater ich will, daß, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast.“

„Sitzend zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Wie sehr freuen wir uns dieses Zusatzes! Möchten ihn doch alle die recht beherzigen, die über Christus oft den himmlischen Vater vergessen. Christus ist unser Führer; aber das Ziel unserer tiefsten Sehnsucht ist der Vater im Himmel. Christus ist unter allen Kindern Gottes das erste, dem Vater am nächsten. Wenn wir uns die himmlische Heimat im Bilde einer großen Tischgemeinschaft denken, in deren Mitte der Vater sitzt, wer von uns wollte nicht mit Jubel die Ehrenstelle neben dem Vater dem zugestehen, der für uns am Kreuz gelitten hat!

„Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.“ „Kommen wird,“ mußten die ersten Christen sagen, „gekommen ist, kommt und kommen wird,“ setzen wir hinzu. Das Bekenntniß schließt an eine Selbstaussage Jesu an. Es war damals, als er vor dem hohen Rathe seines Volkes mit einem einzigen Ja oder Nein über sein Leben zu entscheiden hatte, daß er verkündete: „Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels.“ Zum Tod der Schmach und Schande wurde er überliefert, und er verhieß eine Wiederkehr voll überirdischer Majestät. Er hatte einst zu seinen Jüngern gesagt: „Denen, die draußen sind, wird Alles nur in Gleichnissen zu Theil.“ Auch in jener großen entscheidenden Stunde redete er im Gleichniß. Sein Standpunkt ist der Standpunkt der Ewigkeit, von dem aus die tausend und abertausend Linien der Zeitlichkeit in eine Linie zusammenfließen, gleich wie uns Sterngruppen, deren einzelne Sterne Millionen Meilen von einander abstehen, nur wie eine Hand groß dünken. So erscheint denn vom Standpunkt der Ewigkeitaus das Gottes-

gericht, das sich durch die Jahrtausende zieht, wie ein einziger Gerichtstag. Daß aber Christus der Richter ist, dafür gibt uns die Erfahrung immer gewaltigere Zeugnisse. Mehr und mehr wird das Gewissen Jesu Christi das Gewissen der Menschheit; mehr und mehr muß sie anerkennen, was er anerkennt, muß sie verwerfen, was er verwirft; mehr und mehr muß sie Völker und Menschen, Bildung und Gesittung an seinem Maßstab messen. Mehr und mehr kommt eine Allen zugängliche, schlichte, hohe Menschenwürde zur Anerkennung, deren höchster Werth in der lauteren, selbstlosen Liebe besteht. In dem Allem offenbart sich die Macht des Gerichtes Jesu Christi über die Menschenherzen. Wir sehen die Zeit kommen, wo die, welche im Sinne Christi ihr Leben für die Brüder aufgeopfert haben, die Ruhmesstelle in der Erinnerung der Nachwelt einnehmen werden, nicht die ehrgeizigen Eroberer und Staatenlenker. Immer deutlicher wird dem, der sich einigermaßen auf die Zeichen der Zeit versteht, daß auch die glänzendste Kultur rettungslos dem Untergang entgegentreibt und in jammervoller Barbarei endete, wenn nicht der Geist Christi als Lebensodem in ihr wirkt. Ohne Christus wird die soziale Bewegung als vernichtendes Flammenmeer über uns zusammenschlagen, mit Christus einen lichten Tag für die Menschheit emporführen. Das kommende Jahrhundert wird in noch mächtigerer Weise die Richtergewalt Jesu Christi erfahren, noch viel entschiedener seinem segnenden oder verdammenden Urtheil sich beugen. Möge unserer Lebensführung, möge unserm Andenken einst sein Friedensgruß gelten; mögen wir uns in stillen Stunden freiwillig vor diesen unbestechlichen Richter stellen, ehe es zu spät ist! —

„Ich glaube an den heiligen Geist.“ Ich trage in mir die Gewißheit, daß es eine Kraft des Schönen, Wahren und Guten gibt, die vom Urquell alles Heiligen, von Gott, stammt und die im Menschenherzen Wohnung

nimmt. Ich bin dessen gewiß, daß vermöge dieser Kraft der Mensch lauterer Liebe, standhafter Treue, wirklicher Andacht und heiliger Sehnsucht fähig ist. Ich glaube an ein innerstes Heiligthum der Menschenseele, an einen unzerstörbaren Adel der Menschennatur. Ich glaube, daß die Gotteskraft, die Jesus Christus erfüllt hat, auch heute noch in der Menschheit mächtig ist und immer noch mächtiger werden wird. Ich glaube an ein göttliches, himmlisches, ewiges Geheimniß im tiefsten Grunde unsers Wesens. Ich glaube an den heiligen Geist.

„Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen." Wie tröstlich, daß wir das glauben dürfen! Es gibt eine große, unzählbare Schaar von wahren Gotteskindern, zu denen Katholiken und Protestanten, Sektirer und Landeskirchliche, Altgläubige und Freisinnige gehören. Sie sind nicht heilig im Sinne der Sündlosigkeit, sondern weil sie aus innerstem Drange, aus voller Inbrunst ihres Gemüthes sich zur Losung bekennen: „Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Sie können einander nicht mit Namen rufen, sie reden auch vor Gott nicht immer die gleiche Sprache; aber sie alle dürfen bezeugen: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt auch, daß ich dich lieb habe." Einst werden ihnen die Augen vollends geöffnet werden, und dann werden sie mit Jubel Jeden als Bruder grüßen, in welchem sie etwas vom Feuer der Liebe Jesu Christi spüren.

„Verzeihung der Sünden." Es scheint so leicht, an eine Verzeihung der Sünden zu glauben. Und doch wenn's Ernst gilt, fällt nichts so schwer. Aus dem fernen Heidenthum des Ostens dringt der Nothschrei zu uns: „Es gibt weder im Himmel noch auf Erden, noch in den Tiefen der

Gebirge eine Stelle, wo der Mensch der Sünde sich entledigen könnte, die er gethan." Aber machen wir nicht eine ähnliche Erfahrung? Wir können eine Sünde tief bereuen, aber sie nicht mehr aus dem Lebensbuch auswischen. Jahrzehnte gehen vorüber, und plötzlich schmerzt die alte Sünde wie eine frische, nicht vernarbte Wunde. Paulus konnte es nie vergessen, daß er einst die Christen verfolgte, Petrus nie, daß er einst seinen Herrn verleugnete. Das ist der Sünde ewiger Fluch, daß wir sie nicht ungeschehen machen können. Je edler ein Mensch wird, je näher er dem Sonnenglanz der göttlichen Liebe kommt, desto heißer brennen die alten Wunden. Und wenn er nur immer in sich selbst schaut, seiner Schuld und Sünde gedenkt, dann droht ihm rettungslose Schwermuth. Wenn all' die Schwindsüchtigen auf ihrem einsamen Lager und die Schwermüthigen in den Irrenhäusern reden wollten oder könnten von ihrem tiefsten Weh, o wie oft bekämen wir zu hören von einem Wurm, der nicht stirbt und einem Feuer, das nicht erlöscht! Wir können uns unsere Sünden nicht selbst verzeihen, und um die Verzeihung, die unsere Mitmenschen uns schenken könnten, ist es armselig genug bestellt. Gibt es denn eine wirkliche Verzeihung der Sünden? Millionen wagen es nicht, daran zu glauben. Noch auf dem Sterbebette zählen sie ängstlich ihre guten Thaten auf und rufen mit jenem alten Aegypter: „Ich bin rein, ich bin rein, ich bin rein"; aber die Kühle des herannahenden Todes zerstört allen betäubenden und berauschenden Dunst. Darum während die Lippen die Unschuld betheuern, spricht aus den aufgeregten Zügen der alte Mahnruf: „Es gibt weder im Himmel noch auf der Erde eine Stelle, wo der Mensch der Sünde sich entledigen könnte, die er gethan." So ist es denn der höchste Triumph christlicher Gesinnung, der Verzeihung der Sünden durchaus gewiß zu sein. Am Kreuze mußte Christus sterben, damit wir mit voller Festig-

keit an die Gnade Gottes glauben können. Zu dem Gotte
sohne voll bittersten Leidens und innigsten Erbarmens m
die geängstigte Seele ihre Zuflucht nehmen, damit sie dess
froh werde: Es gibt eine wirkliche, volle, ganze Verzeihu
der Sünden. Dein Vater im Himmel, dessen heilige M
jestät du verletzt hast, streicht deine Schuld durch, hält
dir nicht mehr vor, nimmt dich in seine volle, ungetheil
Vaterliebe auf. Bei ihm kannst du die schwerste Last a
werfen, die Last Deiner Sündenschuld. Viele wandern ar
an sonniger Freude dahin und sterben ohne rechten Tros
weil sie die beseligende Gewißheit der Verzeihung ihr
Sünden nie gesucht und nie gefunden haben. Möge uns i
unserm letzten Stündlein diese Gewißheit nicht fehlen; dan
scheiden wir im Frieden.

„Auferstehung des Leibes.“ Daß die Botschaft vo
der vollen Verzeihung der Sünden die allerherrlichste Freu
denbotschaft ist, die einem Menschenherzen kann zu The
werden, das gestehen auch unsere freisinnigen Freunde ger
und willig zu. Um so entschiedener aber meinen sie de
Glauben an eine Auferstehung des Leibes als ganz veraltet
und unhaltbare Vorstellung abweisen zu müssen. Unseren
ganzen bisherigen Verfahren gemäß stellen wir nicht di
Frage auf: Wie haben sich die ersten Christen die Aufer
stehung des Leibes vorgestellt? Die Antwort würde sehr ver
schieden lauten. Wir fragen nur: Welche innern Erfahrunge
haben sie bestimmt, so zu glauben; wie kamen sie auf Grun
ihres neuen gottinnigen Lebens in Christo dazu, solch' ein
Erwartung als etwas zu ihrer religiösen Gewißheit Gehö-
riges auszusprechen? Daß der menschliche Leib zu Stau
oder Asche zerfällt, wußten sie begreiflich so gut wie wir.
Weit verbreitet war im Alterthum die Meinung, daß der To
die Menschen nicht vollständig vernichten könne, sondern da
die Seelen der Gestorbenen als freudlose Schatten fern vom

Sonnenlicht fortbestehen. Der volksthümlichen Vorstellung galt die Seele als ein bloßer Hauch, als ein unbestimmtes, abgeblaßtes Etwas, haftete ja doch für unsere irdische Wahrnehmung der Vollbegriff der Persönlichkeit an der leiblichen Gestalt. Welcher Gewißheit wollten demnach die alten Christen mit ihrem Glauben an die Auferstehung des Leibes Ausdruck geben? Das höhere Leben ist eine Wirklichkeit im vollen, großen Sinne des Wortes. Was wir mit dem Tode an Leben verlieren, gewinnen wir in der höheren Heimat hundertfach wieder. Leben bedeutet nicht Kummer, Sorge, Leid und Streit, sondern Andacht, Friede, Liebe, Freude, Seligkeit. Was Leben, wahres Leben ist, wir erfahren es hienieden nur in unsern schönsten und geweihtesten Stunden. Das Gleichniß von der Auferstehung des Leibes will aber zudem andeuten, daß nicht etwa bloß unser allgemein menschliches Wesen unvergänglichen Seins gewiß sein darf, sondern unser Ich, unsere Persönlichkeit, die im irdischen Dasein an der leiblichen Erscheinung haftet. Im Reiche des Vaters hat nach dem kühnen, großen Glauben der Christen jeder Mensch einen eigenartigen unsterblichen Werth und kann durch keinen andern Menschen ersetzt werden. So wird uns auch das geringste, ärmste, verkommenste Menschenleben, auch das Leben eines Hottentotten oder Papua, seiner innersten Wesenheit nach ehrwürdig. Wenn aber jenseits des Todes eine gesteigerte Wirklichkeit unsers persönlichen Daseins wartet, dann bleibt auch von persönlicher Lebensgemeinschaft erhalten, was unsterblichen Werth hat. Nicht umsonst liebt ihr, Edelste und Treueste, euch mit der Kraft unsterblicher Liebe.

Wie die höhere Heimat sein wird, vermögen wir durchaus nicht zu sagen. Es gehört eben zu den größten und herrlichsten Gaben, die Gott unserm Geist verliehen, daß wir an der äußersten Grenze alles eigentlichen Erkennens noch eine hohe, selige Wirklichkeit ahnen können, die ganz außer-

halb unsers Vorstellungsvermögens liegt. Das Wirkliche können wir uns hienieden nur in den Schranken von Raum und Zeit vorstellen, und das unergründliche Geheimniß der höheren Heimat besteht darin, daß sie über diesen Schranken erhaben ist. Wir legen also den Satz: Ich glaube an eine Auferstehung des Leibes, im Sinne des paulinischen Spruches aus: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Sinn ist erfunden worden, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ Auch des andern paulinischen Wortes sei gedacht: „Ich sage euch, ihr Brüder, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erwerben können, auch die Verwesung die Unverweslichkeit nicht ererben wird.“

„Ewiges Leben.“ Einzelne Naturforscher haben mit vielem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß der Tod das letzte sei. Nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für die gesammte Menschheit komme einst der Tag des Todes. Die Erde werde in die Sonne zurückstürzen, von der sie einst entsprungen, und in Flammen aufgehen. Die Bewegung all’ der Millionen Sterne werde einst zur Ruhe kommen nach Ausgleichung all’ der einander widerstrebenden Kräfte. Licht und Schall werde dann aufhören und in der unendlichen Nacht des Weltalls das ewige Schweigen des Todes herrschen. Schon vor mehr als zweitausend Jahren huldigten die Weisen am Gangesstrom derselben Anschauung. Nach ihnen verschwindet einst die buntfarbige, vielgestaltige, lebensvolle Welt wie ein Traumgebilde, und es bleibt nur das ungetheilte Sein, ein unendlicher Ozean, in welchem in alle Ewigkeit keine Welle sich regt. Solcher Anschauung gegenüber spricht die christliche Gewißheit: „Ich glaube an ein ewiges Leben.“ So viel sollte Jedermann klar sein: die Macht, welche alle anderen Gewalten vernichtet und als die letzte und ewige sich behauptet, muß auch die höchste Macht sein, die höchste Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber hat

dann der kalte starre Tod, wie er sich im öden Fels, im bleichenden Gebein abspiegelt, das Leben geschaffen? Hundert mal nichts gibt nichts, das weiß jeder arme Hausvater nur zu gut. Der unendlich weit verzweigte Strom des Lebens geht auf einen ewigen Urquell, der selber Leben ist, zurück. Es liegt in der Hand des Allmächtigen, Leben zu schaffen, Leben zu vernichten. Wenn wir uns genauer besinnen, kann doch die Frage nur die sein: Hat der Allmächtige uns Menschen für die Ewigkeit geschaffen oder bloß für die Zeitlichkeit? Schon ein Psalmdichter sprach freudig die Ahnung aus: „Gott hat uns die Ewigkeit in's Herz gelegt.“ Wir schauern vor der Vergänglichkeit, weil unser innerstes Wesen nach Ewigkeit sich sehnt. Ohne Rast und Ruhe müssen wir hienieden wandern, müssen immer und immer wieder Abschied nehmen, und wir sprechen umsonst zum seligen Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön.“ Keine Tugend schätzen wir höher als die Treue, die in ihrer Liebe wandellos bleibt mitten in der Flucht der Zeit. Da kommt der Tod und zerreißt die theuersten Bande; aber die edelsten Herzen können nicht vergessen, und kein Sturm der Zeit kann das Feuer der Liebe zu den Entschlafenen in ihnen auslöschen. Mag sie auch selten sein diese Liebe, es leben Zeugen derselben auch heute noch in großer Zahl. Um den Sinn des Menschenlebens zu begreifen, müssen wir auf das Fühlen, Denken, Wollen und Handeln derer am meisten achten, welche die Menschenwürde am reichsten und schönsten zur Erscheinung gebracht haben. Gerade die Edelsten aber athmen am tiefsten den Geist der Ewigkeit. Sie kennen eine Freude, die nie entleidet, einen Frieden, der nicht schlaff macht; sie haben in ihren besten Stunden eine Seligkeit empfunden, die über alle Zeit erhaben ist, die noch im Greisenalter ebenso stark als heiliges Feuer aus den Augen strahlt wie in den Tagen der Jugend. Aber darum geht ihnen auch wie die Sünde so

die Vergänglichkeit alles Irdischen mehr als Andern zu Herzen. Es lebt in ihnen ein unversiegliches Heimweh nach Ewigkeit. Der beredteste Zeuge dieses Heimwehs in vorchristlicher Zeit ist der Weise Plato. Von ähnlicher Stimmung war aber auch der Dichter Euripides um's Jahr 400 v. Chr. bewegt, als er sprach: „Wer weiß denn, ob das Leben nicht ein Sterben ist, und, was wir Sterben nennen, drüben Leben heißt?" Es ist das Heimweh nach Ewigkeit, was uns die Menschen ehrwürdig macht, dieses Heimweh, welches bald in Tönen tiefster Wehmuth, bald freudigsten Hoffens wiederklingt, bald aus der lichten Morgendämmerung hervorbricht, bald der scheidenden Sonne folgt. In der Natur besteht ein durchgreifendes Gesetz, kraft dessen es keine Bedürfnisse gibt, denen nicht irgendwelche Befriedigung entspräche. Keine Augen ohne Licht, kein Hunger ohne Nahrung, keine Lunge ohne Luft. Sollte dieses Gesetz nicht auch in der höheren Ordnung des Daseins gelten? Sollte Gott in uns die brennende Sehnsucht nach Freiheit von Sünde, nach einer Freude, welche die innerste Seele ewiglich sättigt, geweckt haben, damit wir in dieser Sehnsucht uns verzehren? Für die niederen Bedürfnisse sollte der Allmächtige eine Sättigung bestimmt haben, für die höheren und höchsten nicht? Die ewige Heimat selbst ist es, welche die Sehnsucht nach ihr in der Menschenseele bewirkt, gleichwie der Mond die Meeresfluth in die Höhe zieht.

Doch die christliche Gewißheit hat es nicht nöthig, durch Gründe der Gelehrten sich stützen zu lassen. Sind wir in That und Wahrheit Kinder Gottes, ist Wesen aus seinem Wesen in uns, dann wird der Tod uns von Gott nicht scheiden, dann dürfen wir zum Tod einschlummern, wie ein Kind in süßen Schlummer fällt auf den Armen seines Vaters. Nicht daß wir das Gefühl hätten, unendlich werthvoll zu sein; aber die Gewißheit unserer ewigen Gemeinschaft mit Gott ist

ja auch nur ein Geschenk seiner Gnade, vermittelt durch die Gewißheit vom unendlichen Werthe Jesu Christi, „des Erstgebornen unter vielen Entschlafenen“.

Ewige Wahrheiten sind von unseren augenblicklichen Stimmungen nicht abhängig. Es gibt für ein von Mühe und Sorge ermattetes Menschenherz Stunden, wo es nur das Bedürfniß fühlt, ganz einzuschlafen, um nimmer zu erwachen, wo ihm das ganze Erlöschen ein köstlicher Gedanke ist; es gibt für ein zerknirschtes Herz Stunden, wo der Gedanke, ewig, ewig an seine Schuld denken zu müssen, es mit Entsetzen erfüllt und es nichts Anderes begehrt, als mit dem letzten Hauche zu vergehen. Aber denen, die sich todmüde und zum Brechen beladen fühlen, verheißt der Herr eine Ruhe im höhern Sinn.

Zu den Grundkräften christlicher Gesinnung gehört neben Glaube und Liebe die Hoffnung. Wer meint, die Menschheit bewege sich immer nur im Kreise und das Endliche könne das Unendliche nie erreichen, wer an kein Wachsen, Reifen unsterblicher Keime in der Menschenseele glaubt, dem fehlt etwas ganz Wesentliches von der beseligenden Gewißheit eines Jüngers Jesu Christi. Wenn dieses Erdenleben mit seinem riesengroßen unübersehbaren Jammer, mit seinen unzähligen dunkeln Räthseln, mit seinem ungestillten Sehnen das Letzte ist, was die Allmacht hervorbringt, haben wir da noch den vollen Muth, an Gottes innigliches Erbarmen, väterliche Weisheit und Güte zu glauben? Wenn du dein leichtes Kreuz mit Geduld tragen kannst, darfst du deshalb ohne Weiteres das Gleiche auch von denen verlangen, die tausend mal schwerer zu tragen haben, auch von denen, die Jahre lang an grausamer und abstoßender Krankheit leiden, auch von den ganz Verlassenen, auch von den Schwermüthigen, deren Krankheit gerade die Hoffnungslosigkeit ist? O, wenn du die Menschheit mit der ganzen Kraft deines

Herzens liebst, wenn du ein feines Ohr für ihre Schmerzenslaute hast, so kannst du nicht anders, du mußt hoffen auf einen großen seligen Morgen nach dieser Erdennacht.

Unser inneres Leben erleidet große Schwankungen; denn nicht nur unser Wissen ist Stückwerk, sondern auch unser ganzes Christenthum. In Zeiten, wo die Angst des Irdischen uns überwältigt und wir auf das bange Warum? Warum? keine Antwort wissen, will oft die Hoffnungslosigkeit über uns Meister werden. Aber auch das Alltagsleben mit seinen kleinen Sorgen, Genüssen und Zerstreuungen kann uns so ermatten, daß die Seele flügellahm wird und zu einer großen Hoffnung sich nicht mehr aufzuschwingen vermag. Doch schließlich erweist sich die Macht Jesu Christi größer als all die niederziehenden Gewalten. Sie kommt wie Frühlingsodem über den Menschen, daß er allen Fesseln des bänglichen Schwankens, der Verbitterung, der finstern Ergebung, des trostlosen Augenscheins sich entrafft und sich zu der Gewißheit emporhebt: Was ich in mir selbst als das Höchste empfinde, wovor ich mich selber in tiefer Demuth beuge, das muß auch an sich das Höchste sein, und die Andacht, die meine Seele durchglüht, ist Gottes Zeugniß in mir. Darum ist das Letzte nicht Verzweiflungsschrei und Tod, sondern Leben, volles, ganzes Leben, ewiges Leben.

Ihr aber, ihr ersten Zeugen dieses Glaubensbekenntnisses, die ihr in der Morgenfrische des neuen Gottestages mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn geschaut, ihr, die ihr nichts geglaubt, was nicht im tiefsten Erdenbangen sich euch als erlösende Wahrheit bezeugte, seid gegrüßt!

